

Nr. 150 Bromberg, den 5. Juli 1933.

# Anne Karine Corvin.

## Erzählung von Barbra Ring



### 1. Teil.

Behaglich geborgen im Schutze der Hügelkette lag der Näsbyhof. Groß und gelb und altertümlich. Mit zwei Reihen weißumrahmter Fenster — in verschiedener Größe und verschiedener Höhe und einzelnen schwarzen Blindfenstern dazwischen. „Akkurat wie Onkel Mandts Zähne", sagte Anne Karine, Matthias Corvins fünfzehnjährige Tochter, die nicht nur Matthias Corvin, sondern auch Onkel Mandt und den ganzen Näsbyhof regierte.

Vom Hause abwärts liefen steile schneebedeckte Halden. Kleine schiefe Zäunchen krabbelten kreuz und quer daran in die Höhe.

Unten im Tal wurden die Lichter eins nach dem andern angesteckt. Immer mehr und mehr. Und die Sterne bekamen immer mehr Glanz, — während das lächerliche Möndchen sich beschämt hinter die Tannenwipfel verkroch, weil ihm die Sterne total den Rang abliefen.

Im Herrenzimmer auf dem Näsbyhof schwebte eine Friedfertigkeitswolke von Varinas-Knaster über dem roßhaargepolsterten Birkenmöblement. Die beiden Hunde räkelten sich vor dem Ofen, der glühte und prasselte. Die Öfen auf dem Näsbyhof waren alle wie gewaltige Bäuche, die nie satt wurden. Sie verschlangen ein Dutzend Birkenklötze in einem Happen, polterten und glühten ein kleines Weilchen, daß die Stube wie ein Backofen war, und schickten dann schleunigst den Rauch durch den Schornstein hinauf.

Im Schaukelstuhl saß Matthias Corvin, klein und bräunlich, mit graugesprenkeltem schwarzlockigem Haar, unter jedem Nasenloch einen schwarzen Haarbüschel.

Im Sofa räkelte sein Jugendfreund und Nachbar Kapitän Mandt seinen Korpus. Kapitän Mandts Stammplatz war das Sofa, denn Stühle waren im allgemeinen zu eng für seine wohlbeleibte Person. Die Nase saß schief in dem runden Vollmondgesicht und leuchtete — rot und festlich.

„Backbordlaterne, Onkel Mandt", pflegte Anne Karine zu sagen.

Es dampfte aus den Toddygläsern, und die langen Meerschaumpfeifen schickten unaufhörlich ihre Tabaksqualmwolken hinauf.

„Wie ich dir sagte, Mandt. Das Kind muß weg. Hast du's nicht selbst heut gehört? Sie imitiert dich — deine Ausdrücke — alles. Das geht so nicht länger."

„Imitiert sie ihren fleischlichen Vater nicht etwa auch, Matthias Corvin?" fragte Kapitän Mandt und versuchte beleidigt auszusehen.

„So? ‚Tod und Schmalzlerche' ist wohl mein Ausdruck, Fredrik Mandt, He?" sagte Matthias Corvin triumphierend.

Kapitän Mandt ließ seine schwere Faust auf den Tisch fallen, daß die Toddygläser klirrten.

„Himmelkreuzdonnerwetter. Die Kari ist das einzige Weibsbild, das einem keine Ungemütlichkeit verschafft. Sie ist'n Prachtkerl, ist sie. Wenn du die nach der Stadt schickst — obendrein zu deiner superfeinen Frau Schwester —, dann kommt sie uns nach Hause als bleichsüchtige Semmelpuppe — mit dem Kopp voll Leutnants und solchen Dreckzeugs. Oder sie bleibt sich treu, und dann ärgert sie die liebenswerte Frau Corvinia so grün und blau, daß sie mit Schimpf und Schande nach Hause gejagt wird. Willst du das, Corvin? Nachdem Corvinia uns prophezeit hat, daß wir das Kind nicht zu erziehen imstande wären? Besinne dich, Corvin, besinne dich." Nach dieser ungewohnt langen Rede nahm Kapitän Mandt einen mächtigen Schluck Toddy — und fügte mit total veränderter Stimme hinzu: „Und was soll denn aus uns werden, Corvin, ohne das Mädel?"

„Es muß eben gehen, Mandt. Morgen schreibe ich an Corvinia", sagte Matthias Corvin energisch. Die Stimmung wollte nicht wieder so recht auf die Höhe kommen. Und Kapitän Mandt bestellte sein Pferd.

Als er im Schlitten saß, ging oben im ersten Stock ein Fenster auf. Ein dunkler kurzgeschnittener Krauskopf fuhr heraus. „Du, Onkel Mandt, daß du die Sau nicht kaufst! Ich war heut da und hab' sie besichtigt. Sie taugt nix. Nacht, Onkel Mandt."

„Nacht, Mädel", nickte Onkel Mandt. Und als er durch die Winternacht heimfuhr — sich ganz auf seinen Gaul verlassend — sagte Onkel Mandt bei sich, daß Matthias Corvin ein Schaf wär', wenn er das Mädel nach der Stadt schickte. Das waren bloß Reminiszenzen von dem verderblichen Einfluß der „Posteline". Ja, ja, die Ehe war die Wurzel alles Übels. Tod und Schmalzlerche, das war sie.

Matthias Corvin aber setzte sich hin und schrieb an seine Schwester in der Stadt, ob sie und Schwager Dietrich, der Oberstleutnant, seine Tochter Anne Karine eine Zeitlang bei sich aufnehmen wollten.

*

Die Corvins waren aus Ungarn gekommen. Durch vier Generationen waren sie Besitzer des Näsbyhofes gewesen. Sie waren klein, schwarzlockig und hitzig, die Frauen waren alle blond gewesen, aber das half nicht die Spur. Alle die kleinen Corvinchen kamen braunhäutig und mit schwarzen Zotteln über den ganzen Schädel zur Welt.

Matthias Corvin war dem Beispiel seiner Vorfahren gefolgt, als er sich in spätem Alter noch verheiratete. Frau Malvina war hell-rötlich, mit wasserblauen Augen und großen Sommersprossen auf Gesicht und Händen.

Aber sanft war Frau Malvina nicht. Wenn sie den linken Mundwinkel herabzog, dann wußte der jähzornige Eheherr, daß es das Gescheiteste war, kehrt zu machen und zwar sofort.

Sonst konnten in Matthias Corvins Weg leicht viele kleine Steinchen kommen und selbigen Weg annähernd unpassierbar machen.

Sieben Jahre lang war Frau Malvina gekränkt gewesen, daß sie keine Kinder bekam. Und als dann endlich Anne Karine zur Welt kam, brüllend und schwarzlockig — mit den klaren grünen Augen der Corvins unter geraden schwarzen Augenbrauen —, da war sie wieder darüber gekränkt.

Und von Stund' an begann sie planmäßig das Corvinsche Temperament aus dem kleinen braunen Geschöpf herauszutreiben. Die Folge davon war, daß Anne Karine nach „Vater" rief, wo alle andern Kinder nach „Mutter" gerufen hätten.

Und trotzdem Matthias Corvin enttäuscht gewesen war, wie alle Väter, die einen Namen und einen Familienbesitz zu vererben haben, tröstete er sich damit, daß ein Mädel doch immerhin besser war wie gar kein Erbe. Und somit akzeptierte Matthias Corvin seinen kleinen Balg mit einer Liebe, so zärtlich und warm, daß sie über Anne Karines ganze Kindheit Sonnenschein warf.

Als Anne Karine sechs Jahre alt war, geschah es eines Tages, daß Frau Malvina nicht von ihrem Bett aufstand. Es wurde eine Zeitlang still im Hause. Der Doktorwagen stand jeden Tag vor der Tür, manchmal sogar zweimal am Tage. Und Anne Karine durfte nicht zur Mutter hinein. Nachts stand ihr Bettchen in Vaters Arbeitszimmer. Und Vater schlief auf dem Sofa. Und mit Vaters Hand in der ihren schlief Klein Anne Karine in einer Atmosphäre von Hunden und Tabak, die kein Lüften und kein Großreinemachen aus Matthias Corvins Zimmer vertreiben konnte.

Und jeden Tag kam Onkel Mandt und nahm sie vor sich auf den Sattel und ritt mit ihr aus. Und jeden Nachmittag saß sie auf Onkel Mandts Knie und hörte Geschichten von „Unkas" und „Pan" und „Diana" und einer Heerschar anderer Jagdhunde aus Onkel Mandts Bekanntenkreis.

Und dann in einer Nacht kam Vater und weckte Anne Karine und trug sie hinauf zur Mutter und legte sie in Mutters Arme — dicht an Mutters blasses Gesicht. Und Mutter streichelte ihr den Kopf mit einer kalten Hand und flüsterte: „Gott segne dich."

Dann trug Vater sie wieder hinunter. Aber jedesmal später, wenn Anne Karine an Mutter dachte, hörte sie drei Worte: „Gott segne dich" und roch den strengen Medizingeruch.

Fünf Tage später fuhr Anne Karine in dem großen Kutschwagen zusammen mit Vater und Vaters Schwester, Tante Corvinia, zur Kirche. Aber vor den Wagen waren die Gelben gespannt und nicht die Rappen. Die Rappen fuhren voran und zogen einen Haufen von Blumen. Und mitten in dem Blumenhaufen war Mutter, hatten die Mädchen gesagt. Aber das war sicher nicht wahr, denn Mutter war doch im Himmel, sagte Vater. Und alle Blumen ließen sie in ein großes Loch in der Erde hineinrutschen. Als sie nach Hause kamen, nahm Tante Corvinia Anne Karine auf den Schoß und sagte, Mutter wäre jetzt beim lieben Gott und käme nie wieder.

„Von wem krieg ich denn aber jetzt Schelte, von dir?" fragte Anne Karine treuherzig.

Aber Frau Corvinia stieß Anne Karine vom Schoß und packte sie hart am Arm und fragte, wie sie sich nur unterstehen könnte.

„Ja, Schelte kriegt man doch immer von Damen, nicht?" sagte Anne Karine.

Tante Corvinia, die selber kinderlos war, erbot sich, Anne Karine mit sich zu nehmen. Aber Matthias Corvin sagte geradeaus nein. Und von dem Tage an war Matthias Corvin Vater und Mutter für Klein Anne Karine, — vielleicht mehr noch Mutter. Denn Onkel Mandt war Vater, — wo und wann er Gelegenheit dazu fand.

Als Anne Karine acht Jahre alt war, konnte sie ihr eigenes Pferd reiten, — neben Vater und Onkel Mandt, in Jungenshosen, auf einem kleinen Herrensattel. Sie konnte die beiden Rappen allein lenken. Sie konnte sämtliche Lieder der Dienstmädchen singen, — und sie konnte ihre kleine Ziehharmonika spielen, mindestens so gut wie der alte Ola Millom seine große.

Aber lesen konnte sie nicht einen Buchstaben. Und nähen keinen Stich.

Die Nachbarschaft war empört. Und eines Tages machte die Frau Pastorin sich auf die Socken und fuhr an der Treppe auf Näsbyhof vor.

Die Tür stand offen. Die Frau Pastorin blieb auf dem obersten Treppenabsatz stehen.

Mitten im Hausflur stand etwas, das aussah wie ein kleiner Elefant. Aber es waren bloß ein paar gewaltige graue Hosenbeine und der dazu gehörige ebenso gewaltige Hosenboden.

Im selben Augenblick kam ein kleines Persönchen in kattunener Bluse und dito Höschen herangesaust, pflanzte beide Hände auf den Gipfel des Hosenbodens und setzte hinüber.

„Diesmal ging's, Onkelchen", rief Anne Karine.

Der Hosenboden richtete sich auf. Und Kapitän Mandts großes puterrotes Gesicht starrte hilflos die Frau Pastorin an.

„Wir — wir — wir —", stotterte er. Aber er fand keine Fortsetzung und donnerte schließlich wütend:

„Turnen ist gesund. Teufel auch, sehr gesund." Und damit marschierte er hinaus, um den Hausherrn zu holen.

Anne Karine schlug die Hacken zusammen, — machte eine linkische Verbeugung und verschwand auf demselben Wege.

Eine schwierigere Mission hatte die Frau Pastorin ihr Lebtag nicht gehabt.

Sie setzte auseinander, als Christin — und sie dürfe wohl sagen: als Freundin der teuren Entschlafenen — sei sie der Ansicht, daß es ihre Pflicht sei, einmal über Anne Karines Erziehung zu reden. Herren dächten wohl nicht so viel über solche Dinge nach usw. usw. Kurz und gut, — Anne Karine sei jetzt in dem Alter, daß sie nach der Stadt auf eine Schule geschickt werden — und weiblichen Verkehr bekommen müsse.

Die Frau Pastorin sprach aufgeregt — mit roten Flecken auf den Backen. Diese zwei unzugänglichen Augenpaare da gegenüber behagten ihr gar nicht. Das eine war sogar entschieden feindselig.

Matthias Corvin war im Grunde ein bißchen gerührt. Der sicherste Weg zu seinem Herzen war, sich für Anne Karine zu interessieren.

Und die Frau Pastorin meinte es sicherlich gut, — aber das Kind hergeben — nein. Und damit basta.

Aber der Frau Pastorin Ratschläge waren damit noch nicht erschöpft. Man könnte ja eine Gouvernante nehmen. Sie kenne ganz zufällig eine Dame, die wie geschaffen für diese Stellung sei. Gesetztes Alter, mütterliches Wesen, ausgezeichnete Prinzipien.

Kapitän Mandts Augen wurden immer feindseliger.

Matthias Corvin dankte und versprach, sich die Sache durch den Kopf gehen zu lassen. Damit mußte die Frau Pastorin sich begnügen.

„Puh, war das eine Pferdearbeit. Aber es war meine Pflicht. Ganz einfach meine Pflicht", stöhnte die Frau Pastorin, als sie wieder heimrollte.

Kapitän Mandt aber stellte sich breitbeinig, die Hände in den Hosentaschen, vor seinen Freund Matthias Corvin und glotzte ihn mit rollenden Augen an.

„Jetzt frage ich dich, Corvin. Hab' ich recht oder hab' ich nicht recht? Ist das Weib zu unserm Verderb erschaffen oder nicht? Frauenzimmer ins Haus. Ausgezeichnete Prinzipien. Brrrr. Himmelkreuzdonnerwetter, es ist zu arg."

Kapitän Mandt wurde immer röter, je mehr er sich in seine Wut hineinredete.

Aber Matthias Corvin ging ein Gedanke im Kopf herum. Freilich war es verkehrt, daß das Mädel nichts lernte.

„Nichts lernt?" polterte Kapitän Mandt ärgerlich. „Hat sie nicht 'n bessern Grips als manch ein Erwachsener? Kennst du ein Mädel in ihrem Alter, das mit zweien kutschieren kann? Und ohne Sattel reiten? Und singen wie der reinste Gottesengel? Was soll sie denn mit noch mehr Weisheitskram. Tod und Schmalzlerche." Er faßte Matthias bei den Knopflöchern und sagte — fast flehentlich —:

„Hör' mal, Junge. Jetzt ist es so friedlich bei uns gewesen die ganze Zeit, seit — na, hm! na ja, also seit langer Zeit. Siehst du wohl: sowie ein Frauenzimmer seine Nase hereinsteckt, ist es vorbei mit dem Frieden. Die können doch absolut nicht die Welt ihren Gang gehen lassen."

(Fortsetzung folgt.)

# Die beiden Hamlets.

**Eine Theatergeschichte von Alfred Petto.**

Die Geschichte, die ich hier erzähle, hat sich vor einigen Jahren an einer größeren Bühne Westdeutschlands zugetragen. Zwei Schauspieler, der erste und der jugendliche Held, waren darüber in Streit geraten, wie jene ungewöhnlichste aller dramatischen Rollen, Hamlet, zu gestalten sei. Obwohl ein jeder sich anfänglich um die Lösung dieser Frage, derentwillen schon so viel gelehrsame Tinte vergossen wurde, redlich bemühte, so endete es doch zu guter Letzt mit einem höchst abstoßenden Wortgefecht über die künstlerische Fähigkeit eines jeden von ihnen. Es handelte sich ursprünglich darum: Reißenberger, der als erster Held den Hamlet spielte, war der auch anderorts gebilligten Ansicht, man müsse den Hamlet modern, zeitgenössisch, gleichsam „im Smoking" gestalten, voll nervöser Zwiespältigkeit und Ohnmacht. Warum? Das Grundübel des Hamletschen Wesens sei eben diese nervöse Veranlagung, eine Krankheit, die zur Zeit Shakespeares zwar nur eine Einzelerscheinung, heutzutage jedoch epidemisch sei. Diese Ansicht teilte selbstverständlich der Regisseur, aber dieser Mann war weitherzig und uneigennützig genug, auch der Auffassung Pfäffles, des jugendlichen Helden, Gestaltungsmöglichkeit zu geben, trotz Reißenbergers eifersüchtigem Widerstand. Also spielte Pfäffle in der nächsten Aufführung. Seine lange, bauernhaft hagere Gestalt, die so harmonisch zu seinem Wesen sich fügte, hatte nichts von der Überreiztheit Reißenbergers, war eher schwer, steif, verbissen, das Bild eines Menschen, dessen Schicksal plötzlich ausbricht und ihn, wirr und trunken, mit sich zieht.

Der Erfolg war außergewöhnlich, man pries Pfäffles Leistung, zumal auf seiten des Schauspielpersonals, das sich zuvor noch voll heimlicher Schadenfreude an dem Wortgefecht ergötzt hatte. Vielleicht, hieß es, liege Pfäffles Erfolg nicht einmal nur an der Auffassung, ein Schauspieler von seinem Formate hätte auch eine andere Rolle glaubhaft und zwingend gestaltet, nein, er sei ohne Zweifel begabter, tiefgründiger. Reißenbergers Wut und Eifersucht schwoll ins Grenzenlose. Er lief zur Intendanz, zur Direktion, hierhin und dahin, er sei der Ältere und der erste Held, dem die Rolle ausschließlich zustehe. Hm, seine Leistungen in allen Ehren, beschied man ihn achselzuckend, aber bei diesem Kassenerfolg Pfäffles sei ein Rollenwechsel schlechterdings doch wohl untunlich. Reißenbergers Stern war im Sinken. Der Schauspieler brütete Tag und Nacht, wie er seinen Widersacher verderben könnte. Die Eifersucht verlieh seiner Erfindungsgabe die Fittiche des Adlers; denn der Neid, heißt ein altes Sprichwort, rastet nicht eher, als bis ein Schiff mit Leuten untergeht.

Abends spielte Pfäffle den Hamlet zum zweiten Male. Die Szenerie, die bekanntlich in rascher und bunter Folge wechselt, ist so schwer und zwingend in ihren Bildern, daß man ihnen folgen muß. Die Worte fallen von der Bühne herab wie schwarze Vögel und flattern gespenstisch durch den Raum. Aber trotz alledem gab es da ganz vorn in den Orchestersitzen einen Mann, der eingeschlafen war. Im dritten Aufzuge begann er sogar zu schnarchen. Die Umsitzenden, in ihrer Andacht gestört, wurden unruhig, schoben sich auf den knarrenden Stühlen zurecht. Als man ihn anstieß, hörte das Schnarchen eine Weile auf, der Mann saß mit nickendem Kopfe in seinem Stuhle, aber schon fiel er wieder sanft zurück, sein Mund klaffte auf und ließ das alte fauchende Schnarchen hören. Wer war eigentlich dieser Mann? Einige glaubten zu wissen, daß er einer der Kutscher sei, die auf dem Domplatz in langen Wagenreihen nebeneinander standen und wie Holzfiguren regungslos auf ihren Sitzen hockten. Wie kam dieser Mann auf diesen Platz?

Das Schnarchen ging unbeirrt dahin. Da stand ein Herr auf, schlängelte sich durch die Reihen, er hielt das Programmheft wie einen Stock in der Faust.

„He da!" zischelte er und schüttelte den Schnarcher am Ärmel, „wenn Sie besoffen sind, dann . . ."

Der Kutscher fuhr mit lautem Geräusper hoch, sah mit Verwunderung um sich. „Was is d'n?" brummte er schläfrig. Aber schon lag sein bärtiger Kopf wieder hintenüber, der Mund stand auf, sein Schnarchen klang bald wie das erstickte Wimmern eines Kindes, bald wie Trompetenstöße. Es schwoll durch den atemlosen Raum, zersägte, zerschnitt die Luft, das Spiel, jedes Wort, jede Geste. Pfäffle hörte es deutlich, es war ihm, als schwinge eine Keule durch die Luft und schlage unbarmherzig in regelmäßigen Hieben auf ihn ein. Seine Gedanken wollten wie aufgescheuchte Vögel zerflattern, nein, dachte er, ich darf es nicht hören, ich darf nicht ertrinken, ich muß meine letzte Kraft anspannen, sonst bin ich verloren. Oder spiele ich so erbärmlich schlecht, daß dieser Mann einschläft? Wie lange noch, und das ganze Publikum wird schlafen, schnarcht da nicht noch einer und noch einer? Plötzlich ist es still. Stimmen flüstern, Stühle klappen, da reißt Pfäffle sich zusammen, mit letzter Hingabe, mit letzter Kraft . . .

Man horcht auf. Es schwirrt etwas wie blasses Verwundern durch den Raum. Das Schnarchen kommt wieder, aber man achtet nicht darauf; es geht leise und verschwimmend über sie hin wie ein ferner Ton, von dem man nicht mehr weiß, ob er noch ist. Pfäffle und nur Pfäffle! . . . Man wehrt sich wie vor einer dunkel drohenden Macht, man fühlt sich mit diesem Menschen Hamlet, der ein Werkzeug in der Hand des Schicksals ist, jetzt hin und her geworfen, jetzt allein mit seinem zerbrochenen Leben, von Ängsten geschüttelt, von Zweifeln zerrissen, von Haß gebläht — man fühlt sich mit diesem Menschen irgendwie verbunden, getroffen und in der sorglosen Ruhe aufgescheucht, als ob es, wie hier Hamlet, jeden treffen kann, heute, morgen, wer weiß wann?

Und als der Vorhang fällt und die Lichter wieder aufblitzen, da ist dies wie das köstliche Leuchten eines Kerzenlichts in schwerer Nacht. Eine Weile regt sich kein Laut, dann klatscht die erste Hand, sie ist wie ein roher Schlag, aber dann rauscht ein endloses Klatschen durch den Raum. Pfäffle steht da, verneigt sich, fast ist er zu kraftlos dazu — — —

Das ist die Geschichte von Hamlet und einer Kontroverse, die so sachlich begonnen wurde und mit dem ungewollten Sieg des einen und der menschlichen Niederlage des anderen endete; denn es konnte nicht ausbleiben, daß der geschwätzige Kutscher ein Geheimnis ausplauderte. Man erfuhr, daß Reißenberger ihm neben der Eintrittskarte eine ansehnliche Summe Geldes zugesteckt habe. Jedenfalls, was den Droschkenkutscher betraf, so konnte ihm keiner den Vorwurf machen, daß er seine Sache schlecht versehen habe: So teuer ist ihm später nie wieder ein Schnarchen bezahlt worden.

---

# Wirbelsturm in Gelderland.

Skizze von **Richard Euringer.**

Die Drachen der Jungens blätterten kraftlos zu Boden wie welke Blätter: Plötzlich trug die Luft nicht mehr. Milchige Wolkensträhnen drückten auf die unnatürliche Schwüle. Unruhig, mit steil gerecktem Stert, jagte das Vieh sich. Wimmernd im Wasser stand der Hund. Vorm Drescher stauten sich die Fuder; beklommen äugte das Gesinde nach der aufgebäumten Wand, die lautlos im Westen die Sonne schluckte. Kreischend flüchteten die Gänse. Raschelnd zitterten die Pappeln. Zwei schwere Regentropfen platschten bleiern in den Bach. Da ertrank der Grund in Nebeln. Und plötzlich, in breiten, weichen Schüben, stand der Wind, der Südwind, auf, hetzte den Himmel vor sich her, Herden von Gewitterzirren, peitschte sie der Wetterwand in die Flanke, daß aus ihrem schwarzen Rachen Feuerbündel niederrasten. „Fenster zu! Fenster zu!!!"

Staubschwaden fegten durch die Stadt.

Nun gnade der Himmel der Flur! D e r S ü d w i n d f ä l l t d e n W e s t w i n d a n. Der Sturm peitscht Stürme ins Gewitter.

Der Himmel gnad der Kreatur! Weh den Ärmsten, die es trifft!

In Tulpenröcken, aufgeplustert, rannten die Mägde nach Stall und Scheuer. Da hob es sie auf mit Riesenfäusten . . .

Jan hat ein Nickerchen getan. Die Alte molk. Das Abenddüster ritzte golden durch die Blenden. Nur die Fliegen fieberten. Dann war es ganz still. Unheimlich still.

Jan hebt den Kopf. Die Stille weckt ihn. Das Hemd klebt am Leib, feucht vor Schweiß. In Jans Augen dunkelt es seltsam. Da packt ihn die Angst. Schreien will

er. Er will zur Tür. Die platzt ihm entgegen. Schiefergrau klafft ihn das Dunkel an, daß er erblindet. Rücklings spickt es ihn an die Wand, daß er haften bleibt, betäubt, erwürgt, ans Kreuz geschlagen, mit unnatürlich weiten Augen.

Das erste, was Jan faßt, ist Schmerz: Schmerz im Ohr, der lachen macht; ein überreiztes Tosen im Ohr, daß er sich totlachen könnte vor Kitzeln . . . Dann sackt er zusammen, knickt ins Knie, staunt, wie schwer die Arme werden, staunt, welch sonderbar rote Flecken um die Stubendecke taumeln, und nun knackt ihm der Schädel hintüber. Da sieht er — und faßt nicht, was er sieht: rotverquollene Wolkenballen, Völkerwanderungen, Wolken, rotverquollene Wolkenballen . . . rudernd über seine Stube! Er sieht keine Decke, er sieht kein Dach . Keinen Speicher, keine Scheuer. Er sieht . . .

Wie er aufschrickt, spürt er das Wasser. Wasser . . . Wasser in der Stube! Einen Bach, durch den er watet . . . nach der Türe . . .!

Türe?

Sechs Türen hat Jans Haus auf einmal, und es waren nur fünf Fenster! Jetzt tritt er auf Glas, auf Fensterglas, stolpert über Barrikaden brauner Balken, über Ziegelschutt und Mauern, bleibt mit der Hosenfranse hängen am Zifferblatt der Kirchturmuhr! . . . Seltsam! Das hing doch sonst dort oben.

Jan reißt den Mund auf . . . Das hing doch dort oben, wo jetzt der Turmstumpf die Wolken ankläfft!

Jan will nicht begreifen, warum sein Hausdach plötzlich auf Nachbars Scheune reitet . . . warum die Straße schwimmt von Stroh, das sich im Urwald geborstener Pappeln wüst verknäult und versträhnt.

Über stürzende Gemäuer klettern Hühnerleiterskelette: Dächer abgedeckter Häuser. Im Wust zerschlissener Vorhangfetzen blinkt ein Spiegel, baumelt die Lampe. Aus den Möbeltrümmern starrt Teegerät und Tintenfaß.

Jan sucht die Alte und weiß es nicht, vergißt es über lauter Wundern. Um ihn knirscht es, splittert, knackt von Zweigen, Latten, Scherben. Menschen, die Jans Nachbarn waren, vierzig, fünfzig Jahre lang, stieren sich in die Gesichter, als hätten sie sich nie gesehen. Ihre Hände schlenkern schlaff. Augen, große leere Augen heben sie zu den Häusern auf, zu den Trümmern dieser Stadt, die sie plötzlich nicht mehr kennen. Wie ein Zug von Gliederpuppen tappen sie durch die Ruinen aufgerissener Fassaden, zerspellter Decken, verschobener Giebel, um groteske Interieurs kolossaler Puppenküchen (mit Bettstellen unter freiem Himmel!). Vor zertöpperten Fabriken — in geknickten Obstspalieren und erstickten Rosenbeeten — wie mit der Fliegenklappe zerpatscht raucht ein Landhaus. Der Blitzableiter ist umgestülpt. Nun weist er vom Himmel in die Erde. Dachrinnen schleifen in der Gosse, im Geäst der entlaubten Riesenbuche pendelt ein roter Kinderwagen, angeglüht von Abendsonne. Um die wehenden Gardinen zerdrückter Kreuzstöcke und Treppen geistert ein Gewirr von Drähten. Hohl, mit abgeschlissenen Tapeten, windschiefen Öldrucken und zersägten Fehlböden klettert Stube über Stube, während mit kalten Feuerlohen ein wilder Sonnenuntergang Gassen und Marktplatz überflackert und mit neuem Schrecken narrt.

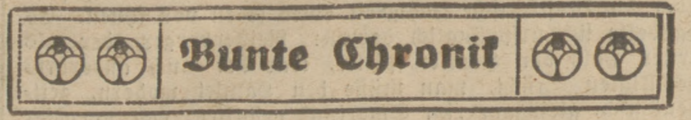
Jan taumelt die Landstraße entlang; meilenweit, in spitzem Spalier starren die Stümpfe zerhackter Eichen, deren Kronen zum Himmel fuhren, in bengalischer Beleuchtung.

Abgedreht, zum Schnörkel gewunden, neigen schwere Leitungsträger ihre Eisenkonstruktion über ausgewuchtetes Erdreich. Verwüstet von zerstreutem Roggen, umhergefegten Haferbündeln, flammen die Felder im Abendrot, gerahmt vom sonderbaren Kreuzweg der Marterhölzer zerhackter Eichen.

Da prallt er zurück . . . und begreift Gewitter, Sturm und Wirbel und Wolkenbruch, die ganze grausige Katastrophe dieser wenigen Minuten: Am Bachrand, inmitten eines Irrsals von Laub und Kronen, Geäst und Ruten, hockt die Alte, erloschen, leblos. Öd und blöd.

Angeschwemmt zwischen Brückenpfeilern, alle Viere in der Luft, findet er die ertrunkene Kuh.

Und nun kreisen wie Aasgeier Flugzeuge um die Kirchturmstümpfe; photographierend, inspizierend, proklamierend. Aus ganz Holland stauen sich Limousinen und Motorräder. Wie im Manöver, wie im Krieg stochert feldgraues Militär in den Schutthaufen der Mauern, wie nach blutigem Straßenkampf oder in erstürmter Festung. Aber in bunten Sommerkleidern promeniert die schlanke Jugend durch die ausweisfordernden Posten, legt Silbergulden auf Opferteller, kauft Pfefferminz und Ansichtskarten. Im Glasscherben-Meer zerstörter Villen schlagen Händler Zelte auf, Zigarren-, Obst-, Limonadebuden. Man läßt sich knipsen auf den Trümmern.




**Sein eigenes Gewicht in Wertsachen an die Armen gegeben.**

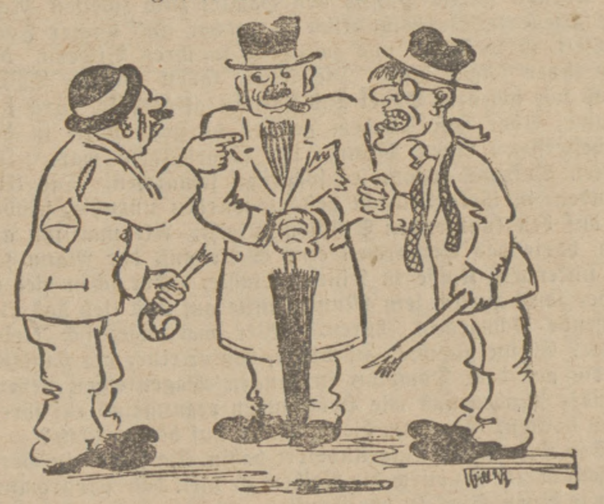
Einer der reichsten Bankiers in Indien hat kürzlich seinen sechzigsten Geburtstag gefeiert. Bei dieser Gelegenheit machte er, wie eine holländische Zeitung berichtet, den Armen seiner Stadt Geschenke in Gold, Silber und Edelsteinen, und zwar insgesamt soviel Kilo, als er selbst wog. In Indien heißt es nämlich: wenn man sechzig Jahre alt ist und noch lange zu leben wünscht, dann müsse man Almosen verteilen, das so schwer sein soll wie der Sechzigjährige selbst. Tausende strömten zu der Wohnung des Geburtstagskindes, um an der religiösen Feier, die vier Tage lang dauerte, teilzunehmen. Am Schluß stellte sich der Bankier auf die eine Schale einer großen Waage, während die zweite Schale derselben mit Gold, Silber und Juwelen gefüllt wurde, bis das Gleichgewicht erreicht war. Hiernach wurden die Kostbarkeiten unter die Armen verteilt.

**Ein Tiger bekommt goldene Zähne.**

Der im Zoo von London untergebrachte bengalische Tiger „Rajah" fiel seinen Wärtern dadurch auf, daß er nur noch wenig Nahrung zu sich nahm, matt umherschlich und sichtlich abmagerte. Eine unter gebührender Vorsicht erfolgte tierärztliche Untersuchung ergab, daß der Tiger — Zahnschmerzen hatte: Zwei seiner Schneidezähne waren stark angegriffen. Da eine längere Zahnbehandlung bei dem furchterregenden Patienten natürlich nicht in Betracht kam, entschloß sich der Tierarzt dazu, dem narkotisierten Tiger die Zähne zu ziehen und durch goldene zu ersetzen.




**Fatale Bereitwilligkeit.**



„Sie sind Zeuge, daß mich der Herr einen Ochsen genannt hat."

„Jawohl! Das werde ich vor Gericht mit Freuden bestätigen."

Verantwortlicher Redakteur: I. V.: Arno Ströse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.